

Literatura Brasileira de Expressão Alemã

www.martiusstaden.org.br

PROJETO DE PESQUISA COLETIVA
Coordenação geral: Celeste Ribeiro de Sousa

ELLY HERKENHOFF

1906-2004

(Valburga Huber)

2008

Aus fernen Tagen

Elly Herkenhoff

Leise zitterten die letzten Strahlen der untergehenden Sonne, über die Stadt. Langsam fuhr der Wind durch welke Blätter, und strich liebkosend über schlanke Palmen hin, die gigantisch wild gen Himmel ragten.

Großmutter Nordern las am offenen Fenster und zog den schweren Duft der Blumen, während aus dem Nebenzimmer die lauten Stimmen ihrer Enkelinnen herüberklangen. Langsam

schweiften ihre Augen über die Blütenpracht. Ja. Drüben, ihre alte Heimat lag jetzt unter Eis und Schnee. Und dabei gab es keine Kohlen und für tausende kein Brot. Ah, die Nachrichten die von drüben kamen, wurden täglich schlechter. Was war nun von dem grossen deutschen Volke und dem stolzen Reiche geblieben?

Großmutter fuhr von ihrem Sitze auf. Sie hatte garnicht bemerkt, wie die Dunkelheit leise herangeschlichen war. Aus dem Nebenzimmer strahlte es schon hell zu ihr herein. Als sie in den Kreis ihrer Enkelinnen trat, wurde sie jubelnd empfangen. Ihre Augen glitten über die 8 jungen Menschenköpfe, die da so eifrig die Liebesgaben für das arme, deustche Volk bereiteten.

Gerade wie zu Weihnachten, wenn sie sich alle bei ihr versammelten, um die großen und kleinen Überraschungen unter ihrer Obhut zu verfertigen.

Ja, das war nun schon so seit vielen Jahren. Zuerst saßen dann, um ihren großen Tisch, die kleinen Krausköpfe, und fügten mühsam Stich um Stich in das wegen der Hitze oft nicht ganz einwandfreie Gewebe. Bis sich dann irgend ein glühendes Gesichtchen entmutigt an Großmamma wandte und hilfesuchend die großen Kinderaugen auf sie richtete.

Aus fernen Tagen. ¹⁵⁻¹⁻²⁷

Von Ely Gerkenhoff.

Leise zitterten die letzten Strahlen der untergehenden Sonne über die Stadt. Langsam fuhr der Wind durch weisse Blätter, und strich lieblosend über schlanke Palmen hin, die gigantisch wild gen Himmel ragten. —

Großmutter Norbern saß am offenen Fenster und sog den schweren Duft der Blumen ein, während aus dem Nebenzimmer die lauten Stimmen ihrer Enkelinnen herüberklangen. Langsam schweiften ihre Augen über die Blütenpracht. Ja, drüben, ihre alte Heimat lag jetzt unter Eis und Schnee. Und dabei gab es keine Kohlen und für Tausende kein Brot. Ach, die Nachrichten, die von drüben kamen, wurden täglich schlechter. Was war nun von dem großen deutschen Volke und dem stolzen Reiche geblieben?

Großmutter fuhr von ihrem Sitze auf. Sie hatte gar nicht bemerkt, wie die Dunkelheit leise herangeschlichen war. Aus dem Nebenzimmer strahlte es schon hell zu ihr herein. Als sie in den Kreis ihrer Enkelinnen trat, wurde sie jubelnd empfangen. Ihre Augen glitten über die 8 jungen Mädchentöpfe, die da so eifrig die Liebesgaben für das arme, deutsche Volk bereiteten. —

Gerade wie zu Weihnachten, wenn sie sich alle bei ihr versammelten, um die großen und kleinen Überraschungen unter ihrer Obhut zu verfertigen.

Ja, das war nun schon so seit vielen Jahren. Zuerst saßen dann, um ihren großen Tisch, die kleinen Krausköpfe, und fügten mühsam Stuch um Stuch in das wegen der Hitze oft nicht ganz einwandfreie Gewebe, bis sich dann irgend ein glühendes Gesichtchen entmutigt an Großmama wandte und hilfesuchend die großen Kinderaugen auf sie richtete.

Aus den Kindern waren nun 8 junge Damen geworden, die da so eifrig die Geschenke bereiteten, die ihren geschickten Händen Ehre machten.

Großchen seufzte. Da ging nun die Zeit hin, die waren nun auch schon groß, ihrer 4 Söhne Kinder und es dauerte garnicht lange, und

sie waren auch alt und müde. Sie doch auch vor garnicht zu langer Zeit jung gewesen wie die da. Ja, und das war noch eine andere Zeit!

„Ach Kinder, wenn ich noch daran denke, wie ich damals so jung war wie ihr, und wir Cousinen uns bei Großmutter Frankberg vereinten und dann zu Weihnachten, ihre sämtlichen Kinder und Enkel. Nein, war das eine Zeit! Dann saßen wir zum letzten Male beisamen zur Alex Frankbergs Hochzeit!“

„Alex Frankberg? Wer war denn das?“ frugen die neugierigen Enkelinnen.

„Wohl irgend so ein Urgroßenkel mit reizenden Schnallenschuhen und einen famosen Kopf, der da so gemütlich runterbaumelt, und an dem man mal so bei Gelegenheit ‚puxen‘ konnte?“

Das frug natürlich Ellen, der von allen gefürchtete und geliebte Schalk .

„Ach Gott“, sagte Großchen, eigentlich hieß sie Alexandra, aber wer hatte denn Lust ihren ganzen, stolzen Namen auszusprechen. So nannten wir sie ganz einfach Alex. Freilich im Beisein ihrer Eltern durfte man das nicht, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, von Tante Frankberg mit einem ihrer sprechenden Blicke bedacht zu werden, was durchaus kein Vergnügen war, da eine Beschwerde bei unserem Vater sicher darauf folgte. In dieser Beziehung war die gute Tante Charlotte unerbittlich. „Du meinst Alexandra“, sagte sie dann mit scharfer Betonung. „Meine Töchter heißen: Alexandra, Philippine und Eleonore“. Und auf die Beschwerde folgte dann wieder eine gehörige Schelte, denn damals war es nocht nicht so wie heute, wo im gleichen Fall so ein Papa hingeht, seinen Goldkind die Wange tätschelt und allenfalls sagt: „Hör mal du Nacker, hast wohl die alte Tante Lotte ´n bischen beleidigt. Was so alte Damen manchmal für Verschrobenheiten ans Tageslicht befördern! Na, nimmst dich andermal ´n bischen zusammen, du weißt doch, Tantchen ist oft ´n

bischen wunderbarlich, und so ungefähr weiter“ – Großmutter Nordern schweig einen Augenblick und sofort baten die jungen Mädchen:

“Weiter, bitte, bitte, Omama!”

Zuweilen sagten sie „Omama“, wenn sie irgend einen Wunsch hatten.

“Stricke ihr, was wollt ihr denn weiter hören?”

Na, wie unser liebes Großtantchen Alex und der Herr Großonkel sich denn kriegten“, meinte Ellen, - sofort einen Roman hinter dem Namen Alex witternd.

Großmutter nickte. “Ja, das ist lange her. Das war damals um Weihnachten 1870, wir saßen alle bei Großmama, 6 Menschenkinder, jung und fröhlich wie ihr. Das heißt, so fröhlich wie wir eben sein konnten in jener schweren Zeit. Deutschland hatte seine Söhne hinausgeschickt in’s Feld, da floß das junge lebenswarme Blut, und manches Herz zerbrach daheim vor bitterem Weh. Da saßen wir dann und bereiteten unsere Geschenke für die tapferen Soldaten, die Liebesgaben sollten ihnen das Zeichen sein, daß man daheim auch ihrer dachte, die Gaben, die von der trauten, heimatlichen Scholle die Weihnachtsgrüße hinaustrugen in das Feld.”

Meine Cousine Alexandra saß schweigsam, während wir Andern plauderten. Eleonore, das Enfant terrible der Familie, gab einige gut erfundene, drollige Geschichten, aus ihrem Freundeskreise zum Besten. Und dann kamen wir, wie gewöhnlich, auf den Krieg zu sprechen.

“Wir dürfen stolz sein, denn auch von uns ist ja ein Held dabei. Dein lieber Bräutigam Wolfram Erler, meine teure Alexandra“, sagte die Großmama.

Diese erwiderte nichts, aber Großmutter Frankberg bemerkte, daß Alex den Kopf ein klein wenig tiefer senkte, und streichelte sanft ihr weiches Haar.

„Ach, Kind, gib doch das Träumen endlich auf. Ich weiß ja, daß es dir schwer war, dich zu fügen, aber das warst du deinem Vater

schuldig. Du bist auch nicht geschaffen, die Bitternisse des Lebens in Armut zu ertragen und darfst nicht in der Misere des Alltags untergehen.“

Ja, sie sprach sehr weise, die Frau Großmutter und Alexandras stolzes Herz bebte unter ihren Worten. Sie wußte ja, daß die Verhältnisse ihres Vaters in letzter Zeit sehr schlecht geworden waren, und daß er erwartete, durch seinen Schwiegersohn, dem 50jährigen Kaufmann Wolfram Erler, sein Haus zu dem alten Ansehen zu bringen. Als letzterer damals, bei Anfang des Krieges, um ihre Hand angehalten, hatte das junge Herz gekämpft und gezittert, aber sie war gewohnt, blind zu gehorchen und wagte nicht den leisesten Widerspruch. - Später erzählte sie mir einmal die ganze Geschichte ausführlich.

Als Großmama Frankberg so verständig sprach, schwieg Alexandra, aber als sie den fein frisierten Kopf senkte, glänzten Tränen in den großen braunen Augen.

„Alex, laß die Sentimentalitäten“, meinte Eleonore altklug.

Als am gleichen Abend Alexandra endlich allein war mit ihrer Schwester Philippine, kurzweg Philipp genannt (in Tantes Charlottes Abwesenheit), in deren reizendem Zimmer, warf sie sich der Schwester plötzlich schluchzend an den Hals.

„Philipp, ach warum muß ich denn so unglücklich sein?“

„Mein liebes armes Schwesterchen, es geht doch nicht anders, du siehst es doch, Papa – du mußt dich fügen, Alex!“

Alexandra legte die Hand an die Stirn.

„Sich fügen, sich fügen! Oh, ich will ja gern alles tun, was Papa verlangt – wenn – es nur nicht so schwer, so entsetzlich schwer wäre!“

Philippine trat zu der Schwester, die sich auf dem Sofa niedergelassen hatte.

„Alexandra, wir haben nicht das Recht, uns gegen Vaters Willen aufzulehnen, du weißt, er ist so gut, er will dein Bestes, so mache auch du ihn glücklich, Alex!“

In einer plötzlichen, heftigen Aufwallung ergriff Alexandra die Hände der Schwester.

„Das sagst du, die nie – aber nein, verzeih meine Heftigkeit, du weißt nicht, was es heißt: sich fügen.“

Philipps Augen starrten in das Leere. „Wer weiß, Alex, vielleicht doch“, sagte sie langsam, während träumerischer Ausdruck in ihre Augen trat.

„Philipp – du!“

„Hast du denn nie bemerkt, daß auch ich Pläne habe und Wünsche? Vielleicht sind sie zu hoch gespannt. Ach, ich denke es mir herrlich, unsern unwissenden, heidnischen Brüdern, das Wort Gottes durch die Wildnis tragen zu dürfen, Missionsschwester werden, Alex.“

Die Andere sah bewundernd zu ihr auf. Dann legte sie ihr Köpfchen an der Schwester Brust. „Du hast ein großes, edles Herz, lehre mich gut und selbstlos sein wie du es bist!“ -

„So füge dich; Vaters Willen, wie ich es tue; ich weiß, daß meine Wünsche unerreichbar sind, du kennst des Vaters Ansicht darüber. Füge auch du dich, Alex, dann wirst du gut, wie ich es sein möchte.“

Alexandra erhob sich. Sie war durchaus nicht religiös erzogen worden, deshalb waren ihr der Schwester Worte neu und ungewohnt. Langsam schlich sie hinaus. Als sie an des Vaters Schreibstube vorüber kam, sah sie denselben am Tische sitzen und eifrig in einem Geschäftsbuche blättern. Eben fuhr er sich nervös durch das eisgraue Haar, und ballte die Hand.

„Es ist doch nicht möglich“, murmelte er, „nein, nein, es kann doch nicht sein. Ich bin ein armer Mann, ich will es nicht sein.“

Von neuem begann er zu blättern. Sein Atem ging schwer, die Hände zitterten. Alexandra schlich leise vorüber. Am Ende des Korridors lehnte sie sich stöhnend an die Wand.

„Du hast recht, Philipp, sich fügen“, murmelte sie während ihr ein paar große Tränen über die schmalen Wangen liefen. „Ihr lieben Menschen, ihr sollt ja alle, alle glücklich sein.“

Großmutter Nordern schwieg einen Augenblick. Dann fuhr sie fort.

„Ja, das war der 23. Dezember. Es war ein trüber, stürmischer Wintertag. Kalt und schwer legte sich der Schnee auf junges Tannengrün und durch die Straßen unserer lieben Heimatstadt Köln fegte der Wind und trieb die weißen Massen vor sich her. Draußen im Felde tobte der Krieg, da standen sich die Feinde grümmig gegenüber und manch junges Leben forderte der unerbittliche Tod. Am 22. hatte das 8. Jägerregiment am Fluße Hallne die rechte Seite der ersten deutschen Armee, die unter General v. Manteuffel stand, gesichert. Am 23. wurden unter anhaltendem Kampfe die beiden Dörfer Vecquemont und Daours genommen. Da stürmte die tapferer Jugend an den Feind und mit den dröhnenden Kanonendonnern untermischte ihr begeistertes Hurrah. Unheimliches Schlachtgetöse erfüllte die Luft und der Himmel färbte sich blutrot. Die grimmige Kälte erstarrte die Glieder, und doch nicht einer zauderte, galt es doch für ihr teures Vaterland zu kämpfen.“

Vorweg mit den ersten stürmten die beiden unzertrennlichen Freunde Wolfram Erler und Heinz v. Damowskowitz an den Feind. Im ärgsten Kampfbetriebe blieben sie immer, wenn möglich, beieinander. Unzählige Kugeln piffen an ihnen vorbei, aber mutig und mit zusammengepreßten Zähnen stürmten sie vor – was war das Leben, was war der Tod in diesem Augenblick? Da plötzlich riß eine Kugel die hohe Gestalt Wolframs nieder. Unwillkürlich ergriff er den Armen des Freundes. „Heinz – Heinz!“ Dieser fuhr herum. „Wolf!“

Aber schon riß es ihn fort. Freundschaft, Leben, die ganze Welt – ach, wie versank das alles in der ganzen Begeisterung dieser großen Stunde!

Als endlich, endlich, die Franzosen, mit Benutzung der Eisenbahn nach Arras flüchteten und die lauten Hurrahrufe über das Schlachtfeld dröhnten, begab sich Hans Dolau, da eine Verfolgung des Feindes, der heftigen Kälte und große Ermüdung wegen, unmöglich war, leicht verwundet ins Lazarett. Als er durch die unendlichen Reihen des Verwundeten schritt, hörte er plötzlich seinen Namen rufen und wie er sich umsah, blickte er in das gute, treue Gesicht seines Freundes. Im nächsten Augenblick war er am Lager des Verwundeten.

„Ich muß sterben, Heinz“, flüsterte dieser, „aber ich gehe gern, weiß ich doch, daß ich mit siegen durfte, heut‘.“ Er hob ein wenig die zitternde Hand. „Und wenn du heimkommst, grüße mir noch einmal Alexandra, sage ihr...“ Der Rest seiner Worte erstarb in Flüstern. Nach einigen Minuten zog er mühsam ein großes Couvert aus der Tasche.

„Das ist mein Testament, ich habe es machen lassen, als ich neulich Urlaub hatte. Es soll geöffnet werden, sobald du heimkommst...“ Er richtete sich plötzlich ein wenig auf, dann sank er langsam zurück. Ein träumerisches Lächeln umspielte seinen Mund und krampfhaft schlossen sich die Hände. - Deutschland hatte wieder einen seiner tapferen Söhne verloren. Am nächsten Tage kam die Liste der Gefallenen bei uns in Köln an. Onkel Frankberg brach förmlich zusammen, als er den Namen seines Schwiegersohnes darunter fand und sich somit seiner letzten Hoffnung beraubt sah.

Am Nachmittage zog er sich mit Tante Charlotte in das Allerheiligste, nämlich den Salon, zurück und da hatten sie denn eine lange, lange Unterredung. Das Resultat davon war, daß die Tante, während der nächsten Tage, mit verweinten Augen umherging, und Alexandra eine Stunde lang unaufhörlich in ihrem Zimmer auf und

nieder schritt. Sie hatte nämlich während der Unterredung ihrer Eltern im Nebenzimmer gesessen und somit, wenn auch nicht alles, so doch sehr viel verstanden. Bankerott, übermorgen Wechsel fällig, 10.000 M. einschränken, kleinere Wohnung. Daraus bildete sie sich nun den Sinn.

Übermorgen – wie hatte noch der Vater gesagt? Ja, übermorgen war ein Wechsel fällig von 10.000 M.. Wenn ihr Vater nicht von Wolframs Tod erfahren hätte, wäre der Wechsel jedenfalls noch einmal verlängert worden. Zehntausend Mark! Welch gewaltige Summe! Und sie konnte nichts, garnichts mehr für ihr Vater tun. Hilfesuchend schaute sie im Zimmer umher. Nichts, nichts! Keine Rettung! Kein Ausweg.

Plötzlich blieben ihre Augen auf einen Ringe an ihrer Hand haften. Es war ein sonderbarer, altertümlicher Ring. Ein kämpfender Ritter darauf; und ein Spruch „Treu bis in den Tod“.

Ihre Großmutter Frankberg hatte ihn an dem Tage auf der Straße gefunden, an dem Alexandra geboren war. Trotz aller Nachforschungen und Aufrufe meldete sich der Eigentümer nicht, und so ging er in Großmutter's Besitz über, die ihn dann wieder Alex schenkte. Und Großmutter, die ein wenig abergläubisch war, behauptete steif und fest, es sei ein Talisman, der ihrer Enkelin noch Glück bringen würde.

Wehmütig hob Alex ihn empor. "Talisman, mein Talisman, du hast mir nicht das verheissene Glück gebracht!"

Plötzlich durchzuckte sie ein Gedanke. Wenn sie nur das Schmuckstück verkaufte und mit dem Erlös den fälligen Wechsel bezahlte? Wenn nur erst das bezahlt war, nachher später konnte man doch weiter leben, dann gab es vielleicht einen Ausweg. Sie wußte, daß der Ring sehr kostbar war. Aber ihren Besitz, ihren Talisman weggeben – nein, nein, das ging doch nicht. Ach gab es denn keinen anderen Ausweg? Vielleicht – sie hatte doch auch noch etwas

anderes. Das Halsband, welches sie zur Konfirmation erhalten hatte, den Ring von Onkel Karl...

Sie riß die Schublade von ihrer Kommode und kramte heftig darin umher. Da – der Ring und auch das Halsband. Wenn sie es nun bald forttrug... aber nein, das ging doch nicht, es wurde ja schon Abend, gleich würde man speisen und dann zur Großmutter Frankberg gehen, um Weihnachten zu feiern. Weihnacht! Sie lächelte wehmütig. Ein trauriges Weihnachtsfest für sie und die Ihren!

Wir merkten ja natürlich nichts von alledem, d.h. was uns junges Gemüse anbetraf, denn ich glaube, die Eltern wußten schon darum.

Am nächsten Morgen, in aller Frühe, huschte Alexandra ganz leise aus dem Hause, im Arme das Kästchen mit den Schmucksachen, die sie verkaufen wollte. Es war der erste selbstständiger Schritt ihres Lebens, deshalb tat sie ihn furchtsam und zagend. Der Weg zu der Altwarenhandlung, die sie aufsuchte, war nicht weit. Als sie zaghaft die Hausglocke zog, überkam sie plötzlich eine große Furcht, daß es ihrem Vater vielleicht nicht recht sei, aber da erschien schon ein Mann in der Tür und fragte nach ihrem Begehr.

„Wat woll´n Se denn, heite am Feiertag is jeschlossen, nu hat man nich mal heite Ruh´!“, polterte er die arme Alexandra an, die zitternd auf der Straße stand. „Ach – ich – ich möchte gern etwas – verkaufen.“

„So, un damit kommen Se heite, wo der Chef nach seine Tante Eulalie jefahren is, die in Bonn wohnt un da ´ne Villa hat, - ja wat jlotzen Se mir denn da an, darf denn man der Herr Lehman nich zu seine Tante Eulalie fahren?“

„Doch“, würgte Alex mühsam hervor, „aber – aber können Sie mir dann nicht wenigstens sagen wieviel –“.

„Wieviel wat? Det wert is? Ja, jeben Se man un kommen Se rin, ick jloobe, Se sind man schon janz erfror´n.“

Die Zeit des Wartens dünkte ihr endlos. Sie atmete ordentlich auf, als der Berliner ihr die Gegenstände wieder reichte. „Na, jo 500 M können Se dafor schon kriejen“, meinte er mit breiten Grinsen. Alexandra schaute ihn fassungslos an.

„Sie sagten, Sie – fünf – hundert?“. „Ja, ick jloobe schon, daß Se´s dafor loswerden.“

Als Alexandra sich wieder in ihrem Zimmer befand, sank sie schluchzend auf einen Stuhl. Fünfhundert Mark! Was war das gegen die hohe Summe, die sie brauchte? Und selbst wenn sie den ihr so teuren Ring auch weggab, es würde ja doch nie reichen!

Während Alex noch grübelte, trat ihre Schwester Philippine in das Zimmer. „Du warst fort, ohne die Eltern zu fragen?“

„Wissen sie darum?“

„Ja, die Mutter sah dich wiederkommen. Wo warst du denn?“

„Ich – ich, ach, Philipp, wenn du wüßtest!“ Und dann erzählte sie der Schwester alles. –

Philippine sah nachdenklich vor sich hin. „Und wenn wir nun zusammenlegten, du und ich, wenn, - aber nein, was nützen uns 1.000 M.! Vielleicht könnte ich eines meiner Mutter Bilder verkaufen, die Frühlingslandschaft, weißt du, die Schwester Rosita so sehr lobte?“

Und schon holte sie ein Bild herbei, das allerdings sehr niedlich war, aber nichts Künstlerisches an sich hatte. Alex sah düster darauf hin. „Ach, das reicht ja doch alles nicht, denke doch, 10.000 M.! Wir können Vater nicht helfen, Philipp.“ In diesem Augenblick traten die Eltern ein und da gab es denn eine große Szene, weil Alexandra fort gewesen war, bis sie endlich zögernd beichtete. Die Mutter sagte garnichts. Für sie, die im Wohlstand groß geworden war und sich nun plötzlich der Armut gegenüber sah, war es zu viel gewesen seit gestern. Sie weinte nur leise vor sich hin. Der Vater sah Alexandra lange schweigsam an. Dann legte er die Hand auf ihr Haar. „Mein liebes, gutes Kind“, sagte er in einem ganz fremden, weichen Ton, so

daß Alex und Philipp in trotz ihrer Niedergeschlagenheit verwundert ansahen. „Ihr wollt ein großes Opfer bringen, aber was sind die paar tausend M, wo wir mit hunderttausenden rechnen müssen?“

„Können wir denn garnichts dabei tun“, fragte Philipp schüchtern.

„Nein, nur ruhig sein. Ruhe – Ruhe. Ja, das ist die Hauptsache!“

Das war der kühle, würdige Geschäftsmann, wie wir ihn alle kannten. –

So schlichen die Tage hin. Der fällige Wechsel konnte noch einmal verlängert werden, aber die Katastrophe war doch unvermeidlich, sie mußte kommen: und – sie kam!

Ich denke noch daran, wie Alex uns schluchzend von dem Unglück ihrer Eltern erzählte und wie sie am Schluß sagte: „Ach, wegen meiner ist es ja nicht, ich will ja gern arbeiten, damit die Eltern nicht so darunter leiden müssen. Mama, der das Leben bis jetzt nie etwas versagt hat, die nie gezwungen war zu rechnen und zu sparen, so plötzlich der Armut gegenüber!“

Onkel Frankberg sagte also Konkurs an und die Gläubigen fanden sich bald ein. Zwei Wochen später hatten Alexandras Eltern ihre schöne, stolze Wohnung verlassen und in ein kleines, feuchtes Haus für wenig Geld bezogen. Die Dienerschaft war entlassen. Tante Charlotte und ihre Töchter waren gezwungen, sämtliche Arbeiten selbst zu verrichten. Oh, wie muß die verwöhnte, stolze Frau gekämpft haben und sich gewehrt, ehe sie begriff, daß es doch keinen Ausweg gibt vor dem bitteren Muß, das zum ersten Male an sie herantrat.

Auch Philippine und Alexandra fanden sich nur schwer in die neuen Verhältnisse, trotzdem es ihnen nicht an guten Willen fehlte. Onkel Frankberg suchte und fand Stellung an einer Bank.

Andererseits brachte dieser Umschwung der Verhältnisse der Familie etwas, was sie bisher unbewußt entbehrt hatten. In der

Armut fanden sie sich leichter als im Wohlleben. Das Steife, fast Gezwungene, verschwand und machte einem traulicheren Tone Platz.

Onkel Frankberg sagte oft zu seinen Töchtern „Arme Kinder, für den Reichtum erzogen und nun so plötzlich arm.“

Ende Februar warf eine schwere Krankheit die Tante nieder. Tag und Nacht saßen Philippine und Alexandra abwechselnd an ihrem Bette und lauschten auf das fast unhörbare Atmen. Wir hätten ihnen alle gern geholfen, aber keiner stand sich so, daß es möglich war und jeder hatte mit sich selbst zu tun.

Anfang Mai mußte der Onkel seine Stelle aufgeben, da er sehr nervös geworden war und der Arzt ihm die anstrengende Bureauarbeit verbot. Eine passendere Stellung war nicht leicht zu finden, und so vergingen einige verdienstlose Wochen. Die Rechnungen kamen haufenweise und dabei war kein Pfennig Geld zu Hause. Auf Philippine und Alexandra allein ruhte die ganze schwere Last des Haushaltes. Der Hauswirt kam täglich und forderte die schuldige Miete, bis er ungeduldig wurde und mit dem Gerichte drohte.

Die Schmucksachen der Familie waren bereits verkauft, nur Alexandra hatte den ihr so teuren Ring behalten. Nun aber faßte sie den Entschluß, auch ihn weg zu geben und zwar in ein Pfandleihgeschäft, da würde sie ihn doch wieder entlösen können. –

Um die gleiche Zeit befand sich Heinz, Freiherr von Damowskowitz auf der Heimreise. Als der Friede unterzeichnet worden war und die ersten Truppen aus Frankreich zurückgezogen wurden, hatte er sich bei dem Besuche eines an der Grenze wohnenden Verwandten verspätet und reiste nun allein der Heimat zu.

Heinz von Damowskowitz war Gutsbesitzer am Rheine. Von seinen früh verlorenen Eltern hatte er nichts geerbt als das verschuldete Gut. Durch eiserne Energie hatte er es wieder ein wenig hoch gebracht. Außer dem Gute besaß er ein kostbares Kleinod, das

sein Vater ihm noch auf dem Sterbebette überreicht hatte. Es war dies ein breiter, goldener Ring, der das Bildnis eines kämpfenden Ritters trug und darunter der Wappenspruch der Damowskowitz: „Treu bis in den Tod.“

Seitdem die Damowskowitz existierten, war der Ring in ihrem Besitze gewesen und der jeweilige Besitzer des Gutes hatte ihn getragen und, bis auf Heinz Mutter, auch die jeweilige Gattin desselben einen gleichen. Heinz' Mutter hatte den ihren auf einer Reise, die sie in Begleitung ihres Gatten von Berlin - Paris machte, verloren. Man schrieb dem Ringe eine geheime Zaubermacht zu, weil sie die Träger in Gefahren schützten und ihnen Glück bringen sollten. Eine alte Urkunde besagte, daß sie nur von Mitgliedern aus dem Geschlechte derer von Damowskowitz getragen werden dürften.

Der Zug hielt in Köln. Heinz sprang hinaus. Hier mußte er ja absteigen um Wolframs Testament bei Dr. Willner, der es aufgesetzt hatte, abzugeben. Er begab sich sofort zu den alten Juristen, wo denn auch gleich zur Eröffnung geschritten wurde und – ja, ich glaube, der gute Heinz Damowskowitz hatte eher den Himmels Einsturz erwartet als so etwas.

War es da ein Wunder, daß er sich ohne vorher auch nur um Erlaubnis zu bitten, auf den ersten, besten Stuhl setzte und den Herrn Dr. Willner mit einem nicht gerade geistreich zu nennenden Gesichte anstarrte? Wolfram hatte, da er keinerlei Verwandte hatte, seinen Freund Heinz und seine Braut Alexandra zu seinen alleinigen Erben eingesetzt!

Sofort suchte Heinz die Familie Frankberg auf, um die Grüße seines verstorbenen Freundes auszurichten und sie von dem Inhalt des Testamentes in Kenntnis zu setzen. Als er durch einer der weniger belebten Straßen schritt und an dem Pfandleigeschäft von Goldenstein & Söhne vorbei kam, sah er eine Frauengestalt halb ohnmächtig neben den Eingänge lehnen. Es war Alexandra. Sie stand eben im Begriff, ihren Vorsatz auszuführen. Aber die Gewißheit, daß

es ihrem Vater nicht recht war, machte sie schauern vor dem großen Schritte.

Als Heinz vorüber kam, war sie nahe daran, völlig umzusinken. Da plötzlich richtete ein kräftiger Arm sie wieder auf, und als sie sich umsah, blickte sie in ein junges, freundliches Männergesicht.

„Stützen Sie sich nur auf meinen Arm, ich führe Sie zur jener Bank“, sagte er. Da entglitt Alexandras Hand das Kleinod, das sie fest umkrallt hatte. Heinz bückte sich, um es aufzuheben, aber wie gebannt starrte er darauf nieder - er hielt den alten, verlorenen Familienbesitz in den Händen.

„Gehört das Ihnen, Mademoiselle?“ Alexandra nickte stumm.

„Wissen Sie, daß es sehr kostbar ist?“ Wieder ein kurzes Nicken. „Es ist ein Talisman.“ Überrascht schaute sie auf. „Woher wissen Sie das?“ fragte sie, während ihre Augen auf seine Hände glitten. Aber wie erstaunte sie, als sie an seinem Finger einen Ring gewahrte, der dem ihrigen zum Verwechseln glich!

Und da erzählte Heinz in seinem überstromenden Glücksgefühl, eigentlich ohne zu wollen, die Geschichte des kostbaren Kleinodes. Alexandra hörte schweigsam zu. Dann schlug sie plötzlich die Hände vor's Gesicht. Ach, nun hatte sie auch noch ihr Letztes, ihr Allerletztes verloren!

„Gnädiges Fräulein“, sagte er, „verzeihen Sie mir, ich wollte sie gewiß nicht betrüben! Aber - darf ich sie nun begleiten? Ich möchte ihren Eltern - .“

Ohne zu antworten, lief Alexandra plötzlich schluchzend davon. Oh, was würden die Eltern sagen?

Heinz stand einen Augenblick unschlüssig, ob er sie folgen sollte oder nicht, und als er es tun wollte, war sie bereits verschwunden.

Als Heinz, Freiherr von Damowskowitz, eine Stunde später bei Alexandras Eltern vorsprach, um sich der Braut und den Schwiegereltern seines verstorbenen Freundes vorzustellen, erlebte

er die dritte Überraschung des Tages. Und welche freudige Überraschung! Hatte er doch während einer Stunde, die ganze Umgebung des Hauses Goldenstein & Söhne abgesehen, um die bisherige Besitzerin des Ringes zu finden, und hier sah er sich ihr mit einemmale gegenüber!

Ach, Gott, war das ein Jubel, als Hans der Familie den Inhalt des Testamentes mitteilte! Die Tante wollte am liebsten gleich aus dem Bette heraus, die Töchter wußten sich gar nicht zu fassen vor lauter Glück und Onkel Frankberg wuschte sich verstohlen eine Träne aus dem Auge.

Mit Alexandras Erbteil wurden die Schulden bezahlt, ein neues Geschäft gekauft, das bis zu Onkels Tode blühte.

Im Sommer verlobten sich Heinz und Alexandra und ich glaube, sie erfüllten nur zu gern die alte Weissagung, nachdem sie sich kennen gelernt hatten. Ach, wenn ich noch daran denke, wie wir fröhlich waren, als wir die Verlobung feierten! Alexandra aber hatte in ihrem Glücke nicht die Schwester vergessen. Sie kniete plötzlich vor Onkel Frankberg nieder:

„Vater“, bat sie mit weicher Stimme, „vergesse auch Philippine nicht. Mache sie glücklich, lieber Vater, und lasse sie Missionärin werden.“

Der Onkel kannte wohl diesen Wunsch seiner zweiten Tochter, aber er hatte sich nie ernstlich damit befaßt. Er trat auf Philippine zu: „Meine Tochter“, sagte er liebevoll, „dein Herz ist weit und dein Ziel ist hoch, und doch hast du nie daran gedacht, daß es auch auf dem Platze, auf den dein Gott dich stellte, einen Wirkungskreis gibt für deine Liebe, daß auch in der Heimat, - deine Eltern...“

Und der würdige Onkel Kuno Frankberg wußte mit einemmale nicht mehr weiter – und griff in seiner Verzweiflung zu dem in solchen Fällen angebrachten Mittel: er räusperte sich ein paar Mal und – nahm eine gehörige Briese. Philippine küßte seine Hand. „Mein

Vater“, flüsterte sie bewegt, „verzeih‘, daß ich je daran dachte, euch zu verlassen. Ja, ich will euch lieben und pflegen auch fernerhin.“

Ach, mir ist‘ s, als wäre alles gestern gewesen, und liegt doch schon so weit zurück.

Zwei Monate nach der Hochzeit verwirklichte mein Vater seinen schon lange gehegten Plan, nach Brasilien auszuwandern und so kam ich denn in eure Sonnenheimat. Nun sind von uns allen, die wir einst so fröhlich beisamen waren, die Meisten heimgegangen und auch Alexandra ist viel zu früh verschieden.

Die Helden jener schweren Zeit sind vergessen, der neue große Krieg und seine Folgen haben ihre Erinnerung verblaßt aber im Herzen derjenigen, die einst eine große Zeit miterlebten, haben sie ein bleibendes Andenken hinterlassen.

Großmutter schwieg, und auch die Enkelinnen wagten nichts zu sagen. –

Ein frischer Luftzug kam und fuhr langsam über das weiße Haar, als wollte er von fernen Tagen flüstern und trüge längst verschollenes Lachen in den kleinen, stillen Raum. –

Und Großmutter lächelte....

- Ende -

FONTE

Herkenhoff, Elly. Aus fernen Tagen (De dias longínquos). In: *Kolonie Zeitung*, Joinville, 15.01./17.01./22.01./24.01./29.01. 1924.